

DAN T. SEHLBERG

# MONA

THRILLER

AUS DEM SCHWEDISCHEN  
VON DAGMAR LENDT

KIEPENHEUER  
& WITSCH



1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *Mona*

© 2013 by Dan T. Sehlberg

All rights reserved

Aus dem Schwedischen von Dagmar Lendt

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Published by agreement with the Salomonsson Agency

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Digitalvision/Getty Images

Autorenfoto: © Sandy Haggart

Gesetzt aus der Dante MT Std Regular

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04613-7

## Prolog

### Kana, Libanon

Das kleine Mädchen in dem hübschen Kleid ging ein großes Wagnis ein. Es hatte geregnet, und der Platz hinter Großmutter's Haus war aufgeweicht und rutschig. Ihr Pferdeschwanz hatte sich gelöst, und die dunklen Locken fielen herab. Sie schlich sich an eine Katze an, eifrig bemüht, sie nicht zu verscheuchen, und setzte ihre weißen Leinenschuhe vorsichtig auf den braunen Schlamm. Die Katze schnupperte an einem Autoreifen, der halb vergraben neben dem rostigen Fußballtor im Boden steckte. Es war eine schlanke Katze mit schönen Streifen. Wie bei einem Tiger. Vielleicht war sie eine Tigerin. Und vielleicht war das Mädchen eine verzauberte Prinzessin, die mit Tigern sprechen konnte.

Plötzlich erschrak die Katze und lief davon, zur Steinbrücke über dem braunen, rauschenden Fluss. Die Prinzessin erwischte stattdessen eine alte Dose. Nein, natürlich war das keine Dose, das war das Kind der Tigerin, zurückgelassen im Schlamm. Das Mädchen putzte es sorgfältig mit seinem Kleid ab. Mama nannte sie immer sehr treffend ein Chamäleon. Wenn sie nur ein bisschen Zeit hatte, schaffte sie es mühelos, dass ihre Kleider genauso aussahen wie der Untergrund, auf dem sie spielte. Heute waren Mama und Großmutter zu beschäftigt in der Küche, um zu bemerken, dass sie mit dem neuen türkisfarbenen Kleid nach draußen gelaufen war. Im Gegensatz zum Kleid war das Dosentigerkind jetzt schön sauber. Aber hungrig. Tiger sind immer hungrig.

Das Mädchen drückte die Dose an die Brust und schlitterte über den Platz zurück.

Die beiden Frauen starrten entsetzt auf das schmutzige Mädchen, das atemlos in die Küche gerannt kam.

»Großmutter! Ich brauche schnell eine Schüssel Wasser.«

Elif stellte einen dampfenden Teller mit frisch gebackenen Sambousek-Piroggen ab. »Du brauchst nicht nur eine Schüssel. Du brauchst eine ganze Badewanne.«

Sie lachte und sah Nadim an, den bevorstehenden Ausbruch ihrer Tochter ahnend. Genau wie Mona, die sich plötzlich ihres verdreckten Aussehens bewusst wurde.

»Mama, nicht böse werden. Ich habe ein Tigerkind gefunden! Und es hat Hunger.«

Mona hielt eine Hand ans Kleid gedrückt und streckte die andere auffordernd nach Elif aus, die ihr eine Pirogge gab. Als das Mädchen seinen Schützling fütterte, erhaschte Nadim einen Blick auf den Tiger. Der Raum begann sich um sie zu drehen. Sie musste sich an der Anrichte festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

»Liebling. Dieser Tiger ist unglaublich gefährlich. Er kann dich beißen. Bleib ganz still stehen.«

Mona lächelte glücklich, froh darüber, dass Mama das Spiel mitspielte. Nadim schob ihre Mutter instinktiv zur Seite. Auch Elif hatte bemerkt, was Mona an den Leib gedrückt hielt, und begann zu beten.

Nadim bewegte sich langsam auf ihre Tochter zu. »Gibst du mir das Tigerkind?«

Mona schüttelte trotzig den Kopf. »Das will nur bei mir sein. Es fürchtet sich so leicht. Seine Mama hat es im Stich gelassen.«

Nadim konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Mona war das Schönste, was es auf der Welt gab. Ihre geliebte Tochter. Das Wunder von Kana.

Mit zitternder Stimme wiederholte sie: »Gib Mama den Tiger jetzt. Sonst wird Mama böse. Ganz furchtbar böse!«

Mona sah die Tränen ihrer Mutter. Ängstlich blickte sie ihre Großmutter an. Hörte ihre Gebete. Dann streckte sie die Hand mit dem Tigerkind aus. Das kein Tigerkind war. Sondern eine Dose. Die keine Dose war. Sondern eine Granate aus einer israelischen Streubombe. Nadim hielt ihren Blick fest auf das Gesicht ihrer Tochter gerichtet. Ihre Hände berührten sich. Es war, als würden die Nerven in ihrer Hand, die kleinen Härchen auf dem Handrücken sich der Tochter mit pulsierender Intensität entgegenstrecken. Sie hielt den Atem an und schloss ihre Hand um die kühle Granate.

Der Tee in der Tasse war seit Langem kalt. Menschen kamen und gingen. Alles geschah in weiter Ferne. Berührte ihn nicht mehr. Er war leer. Kalt wie der Tee. Tot. Und doch so schmerzhaft lebendig. Übrig geblieben. Aber es war nur seine Hülle, die noch am Fenstertisch des kleinen Teehauses saß. Mit leerem Blick und verknitterten Kleidern. Die Haare ungekämmt. Er war schmutzdelig. Außen und innen.

Er wusste nicht, wie lange der schwarz gekleidete alte Mann ihm dort schon gegenüber saß. Nicht, woher er kam oder warum er gekommen war. Die freundlichen Augen des Mannes ruhten auf seiner kalten Fassade. Der Alte legte die Hand auf seine eigene. Eine runzelige, warme Hand.

»Samir Mustaf.«

Er schreckte hoch, als er seinen Namen hörte.

»Der Koran sagt: ›Über euch sind wahrlich Hüter ... und die wissen, was ihr tut. Die Frommen werden wahrlich in Wonne sein.«

Da saßen sie, der Alte und der Leere. Wie lange schon, er wusste es nicht. Vielleicht eine Stunde. Vielleicht eine Woche. Das kleine Café lag schräg gegenüber des Hiram-Krankenhauses in Tyros. Er hatte die Stadt zusammen mit ihr besuchen wollen.

Ihr die Ruinen des Hippodroms und den schönen Triumphbogen zeigen wollen. Mit ihr im Meer baden wollen.

Er spürte einen sauren Geschmack im Mund. Der Alte erhob sich und griff nach seinem Arm. Zog ihn hoch. Samir folgte ihm steif, hinaus aus dem Teehaus. Er sah nicht die Straße, nicht die Autos, nicht die Menschen. Hörte nicht den Lärm. Er sah immer nur dasselbe Bild vor sich, wieder und wieder. Seine Tochter hatte kein Gesicht. Es war weg. Sie waren weg.

Er kam zu einem wartenden Auto. Jemand öffnete die Tür.

Der Mann sprach mit sanfter Stimme: »Hier kannst du nichts mehr tun. Aber es gibt anderes, was du tun kannst.«

Samir sank auf den Rücksitz des Wagens. Der Alte folgte ihm nicht, sondern schloss die Tür hinter ihm. Das Auto fuhr sofort los und fädelt sich in den dichten Verkehr ein. Unter dem Rückspiegel schaukelte ein verblichenes Foto des Fußballers Ronaldo. Er schloss die Augen.

**TEIL 1**  
**INFEKTION**



## **Fünf Jahre später. Dubai City, Emirat Dubai**

Burj al Arab, der »Turm der Araber«, galt zeitweise als luxuriösestes Hotel der Welt. Es war das Wahrzeichen von Dubai, wo es sich in Form des Segels einer Dau dreihunderteinundzwanzig Meter hoch auf einer künstlichen Insel erhob. Im Hotel gab es nur große Suiten, und über achttausend Quadratmeter waren mit echtem Blattgold verkleidet. Alle Teppiche waren handgeknüpft.

Als einer der drei verantwortlichen Unternehmer hatte Mohammad al-Rashid während der fünf Jahre, die der Bau des Burj al Arab gedauert hatte, einen Großteil seiner Zeit auf dem Bauplatz verbracht. Seine Baufirma war eine der größten und renommiertesten auf der arabischen Halbinsel.

Auch nach der Fertigstellung des Gebäudes hatte Mohammad viel Zeit im Hotel verbracht. Er lebte in Saudi-Arabien und führte einen Großteil seiner Geschäfte von Dubai aus. Der außergewöhnliche Service und die hohe Sicherheit, die das Hotel boten, waren kaum zu schlagen.

Im Moment allerdings waren seine Gedanken weder beim Service noch bei der Sicherheit. Er musterte die mit blauem Samt bezogenen Wände der großen Suite. Sein Blick schweifte zu den speziell angefertigten Sitzkissen von fast zwei Metern Durchmesser, genäht mit Goldfäden. Der starke Duft der Lilien auf dem Bartresen und dem Esstisch machten ihn benommen. Er wünschte, er könnte die Balkontür öffnen und frische Luft hereinlassen. Der große Fernsehschirm zeigte eine lautlose Abfolge

von Urlaubsorten und glücklichen, strahlend lächelnden Touristen. Ein Werbefilm für Disney World fing Mohammads Aufmerksamkeit ein.

Beim Gedanken an seine Familie wurde ihm übel. Oder kam das vom starken Duft der Lilien? Er fragte sich, was die Kinder wohl gerade machten. Bunyamin saß sicher vor dem Fernseher, seine Hausaufgaben sollte er längst erledigt haben. Die kleine Azra schlief bestimmt.

Mohammad war kein Mann, der weinte. Als er jetzt salzige Tränen auf der Zunge schmeckte, versuchte er sich zu erinnern, wann das zuletzt vorgekommen war. Vielleicht, als Bunyamin operiert wurde. Vorsichtig fuhr er sich mit seiner verschwitzten Hand übers Gesicht.

Er blickte sie wieder an. Sie war nicht groß, keine einssiebzig. Noch kleiner jetzt, nachdem sie die hochhackigen Schuhe ausgezogen hatte. Er betrachtete ihre kleinen Füße, die wegen der dünnen Strumpfhose schwach grau schimmerten. Sie hatte die Jacke ausgezogen und drei Knöpfe ihrer Bluse geöffnet. Oder hatte er sie aufgekнопft? Er sah den schwarzen Rand des BHs auf der dunklen Haut. Er schluckte. Wie konnte er in dieser Situation an Sex denken?

Nervös richtete er den Blick auf ihr Gesicht. Sie war schön. Es war nicht leicht, zu diesen dunklen Augen Nein zu sagen. Gleichzeitig war da etwas, das nicht stimmte. Eine Trübung im Hochglanzlack: die Nase. Eigentlich eine hübsche Nase, aber sie wirkte schief. Gebrochen. Sie verlieh ihrem sanften Gesicht einen harten Zug, wie eine eigenartige Mischung aus Boxer und Model. Sie schien völlig desinteressiert an ihm, wie sie da so zusammengekauert im großen Sessel saß und achtlos in der *Vanity Fair* blätterte. Ihre Finger waren schmal, die Nägel perfekt manikürt.

Für seine fünfundfünfzig Jahre war Mohammad al-Rashid körperlich gut in Form. Er absolvierte täglich ein Krafttraining. Sein Körper weckte Interesse bei Frauen. Er wusste, dass ihr das nicht entgangen war. Nichts entging ihr. Unter diesen Voraussetzun-

gen sollte es für ihn ein Leichtes sein, vom Bett aufzustehen, sie zusammenzuschlagen und einfach aus dem Zimmer zu gehen. Was ihn daran hinderte, war, dass er nicht gefesselt war. Wäre er es gewesen, hätte er sich freigekämpft und sich auf sie gestürzt. Aber sie hatte ihm weder die Handgelenke mit Packband zusammengeklebt noch ihn gefesselt oder ihm Handschellen angelegt. Diese zierliche Frau, die nicht mehr als anderthalb Meter von ihm entfernt saß, betrachtete ihn also nicht als Bedrohung.

Mohammad hatte eine gute Intuition, und die Antwort auf die Frage der Machtbalance lag in ihrem Blick. Sie hatte gesagt, wer sie war, und ihm befohlen, sich aufs Bett zu setzen. Dort saß er immer noch, zwei Stunden später. Sein Hals war trocken. Sein Rücken schmerzte. Und so langsam setzte der Kater ein.

Sie legte die Zeitschrift weg und warf einen Blick auf die Uhr. »Sollen wir ein bisschen frische Luft hereinlassen?« Sie sprach fehlerfrei Arabisch.

Er nickte dankbar. Sie stand auf und ging auf Strümpfen zur Balkontür. Eine warme Brise wehte durch den Raum. Die Seiten der *Vanity Fair* flatterten, und der Lilienduft mischte sich mit Eukalyptus. Wenn er die Frau, die sich auf dem Balkon eine Zigarette anzündete, so ansah, hätte er lachen können. Lachen oder heulen. Worauf wartete sie? Ihr BlackBerry lag stumm auf dem Tisch neben dem Sessel. Sie hatte ihn mehrere Male kontrolliert. Jetzt schien sie einfach dort draußen zu stehen und zu träumen. Er schielte zur Tür auf der anderen Seite des Raums. Innerhalb weniger Sekunden könnte er draußen sein. Aber vielleicht war sie nicht allein? Standen Wachen vor der Tür? Das würde erklären, warum sie so gelassen war.

»Vielleicht schaffst du es, Mohammad. Vielleicht auch nicht.«

Er zuckte zusammen, sie hockte plötzlich neben ihm. Er hatte sie nicht kommen hören. Sie war so nah, dass er ihren warmen Atem spürte. Den Tabakrauch. Sie saß ganz still. Eine Katze, bereit zum Sprung. Als er sich nicht rührte, sondern nur stumm den Blick senkte, erhob sie sich und ging wieder zu ihrem Sessel.

Er dachte zurück ans Abendessen. Vor ein paar Tagen war ihm ein Gerücht über einen großen Bürokomplex zu Ohren gekommen. Die japanische Handelskammer suchte nach einem Grundstück, um ein Handelszentrum für asiatische Firmen zu errichten. Er wusste, dass in Asien ein großes Interesse an arabischen Geschäftsmöglichkeiten bestand. In diesen Zeiten, in denen die arabischen Unternehmen und Banken mit zu hoher Verschuldung und sinkender Liquidität kämpften, waren ausländische Projekte besonders interessant. Er hatte deshalb herumtelefoniert und erfahren, dass eine Unternehmensberaterin, eine Frau aus Abu Dhabi namens Sarah al-Yemud, den Verhandlungsauftrag erhalten hatte. Er brauchte zehn Minuten, um die Frau ausfindig zu machen, und nachdem er ihre Referenzen studiert hatte, bat er seine Sekretärin, die Frau anzurufen. Er ging davon aus, dass sie ohnehin Kontakt zu seiner Firma aufgenommen hätte, wollte aber kein Risiko eingehen. Bereits für den nächsten Abend vereinbarten sie ein Treffen im Al Muntaha, dem Panoramarestaurant im siebenundzwanzigsten Stock des Turms.

Er sah sie an. Sie schien tief in Gedanken versunken zu sein. Ihr Blick war auf den Fernseher gerichtet, sie verfolgte das lautlose Golfturnier auf dem Bildschirm aber offenbar nicht. Sie sah müde aus. Klein. Ihre Hände waren geballt. So fest, dass die Knöchel weiß hervortraten.

Sie hatte ihn bereits erwartet, als er das halbkreisförmige Restaurant betrat, zweihundert Meter über dem Wasser. Die Einrichtung war futuristisch, und von dem Tisch an einem der großen Fenster konnten sie den Jumeirah-Strand und die künstlichen Inselgruppen Palm und World sehen. Sie hatten gut gegessen und waren dann in die Bar mit ihren tiefen Samtesseln umgezogen.

Mohammad pflegte zu sagen, dass er ein pragmatischer Muslim war. Er war gläubig, wählte sich seine Regeln aber selbst. Eines der Zugeständnisse war Alkohol. Seine Arbeit machte es zuweilen erforderlich, mit Kunden zusammen Alkohol zu trin-

ken. Das war eine Ausnahmeregel, mit der er leben konnte. Tatsache war, dass er inzwischen auch ohne Kunden eine Menge trank. Er hatte Sarah zu seinem Lieblingschampagner eingeladen, Louis Roederer Cristal. Sie akzeptierte bereitwillig. Auch schien eine pragmatische Muslimin zu sein.

Das Projekt war umfassend, und Sarah kannte sich aus mit den örtlichen Bauvorschriften und den Finessen der Prospektierung. Anfangs war er überrascht gewesen, dass die Asiaten eine Frau für die Verhandlungen gewählt hatten, Frauen waren im Geschäftsleben eher selten anzutreffen, ganz zu schweigen von der Baubranche. Aber bereits nach einer Stunde in Sarahs Gesellschaft begriff er, dass man sie nicht unterschätzen durfte. Er stöhnte über die Ironie.

Nach fast drei Flaschen Wein – sie hatte nicht im selben Tempo getrunken wie er – ließ sein Interesse für asiatische Bauvorhaben etwas nach, dafür interessierte er sich mehr für ihre Beine. Als sie lauthals lachte, nutzte er die Chance und legte seine Hand auf ihren Oberschenkel. Ihr Lachen erstarb. Sie sah ihn unter ihren schwarzen Locken hervor an. Ohne ein Wort leerte sie ihr Glas in einem Zug und stand auf. Für einen Moment dachte er, dass sie ihn allein lassen würde. Er blickte sie verwundert an, aber sie lächelte und deutete mit einem Kopfnicken zu den zehn vergoldeten Aufzügen. Er folgte ihr wie ein gehorsamer Schuljunge. Das hier war zu schön, um wahr zu sein.

Aber kaum hatte er die Tür der Suite hinter sich geschlossen, ging eine Veränderung mit ihr vor. Jetzt hatte ihre Stimme etwas Metallisches, eine Schärfe, die nicht recht zu der sanften, weiblichen und fast zerbrechlichen Frau passte, mit der er gerade zu Abend gegessen hatte. Die Erklärung bekam er gleich darauf: Sie behauptete, zur Einheit 101 zu gehören. Er wusste, was sich dahinter verbarg. Die Killertruppe des Mossad.

Dass Sarah ihm diese Geheiminformation gab, war an sich schon beunruhigend. Aber sie wusste außerdem, dass seine Firma verantwortlich für den Bau einer Bunkeranlage im Iran

war, und das war noch beunruhigender. Vor allem, weil ausgerechnet diese Bunkeranlage als höchst geheimes künftiges Lager für angereichertes Uran dienen sollte. Aber am meisten beunruhigte ihn, dass sie keinerlei Fragen stellte. Stattdessen setzte sie sich einfach in den Sessel und begann, in Modezeitschriften zu blättern.

Allmächtiger. Wie war der Mossad an seinen Namen gekommen? Wie viel wussten sie über das Bunkerprojekt? Über seine anderen Projekte? Ingeheim verfluchte er sich für seine Gier. Er hätte sich nie auf dieses verdammte Bauvorhaben einlassen dürfen, wie gut bezahlt es auch war. Er hatte nichts gegen die Israelis, nie gehabt. Politik war nicht seine Sache.

Der BlackBerry vibrierte. Sarah griff danach, lauschte schweigend und legte auf. Sie saß mit dem Telefon in der Hand da und musterte ihn. Knabberte ein wenig an einem Nagel.

Er konnte nicht länger still sitzen. Er stand auf und breitete die Arme aus. »Lass uns diesen langen Abend beenden.«

Sie blieb in ihrem Sessel sitzen und verfolgte ihn mit den Augen. Dann schlüpfte sie resolut in ihre Schuhe, zog ihre Kostümjacke an und erhob sich. »Du hast recht, Mohammad, es ist Zeit, ein Ende zu machen.«

Für eine Sekunde zögerte er, aber dann warf er sich nach vorn. Seine Schläfen pochten, als er sich die Vase mit den Lilien griff und sich auf sie stürzte. Er zielte auf ihren Kopf. Sie kniff ihm in die Seite und wich aus. Er stolperte vorwärts, verlor das Gleichgewicht und fiel kopfüber auf den Sessel. Die Stelle, wo sie ihn gekniffen hatte, brannte wie Feuer. Schnell kam er wieder auf die Beine und wirbelte herum. Sie saß auf dem Bett, ganz entspannt, als wäre nichts geschehen. Er war verwirrt. Das Ganze kam ihm vor wie ein neckisches Spiel zwischen zwei Geschwistern. Jetzt hatte die große Schwester die Lust verloren. Oder hatte sie aufgegeben? Sollte er sofort zur Tür laufen oder erst die Frau erledigen?

Seine linke Seite tat so weh, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Er kämpfte dagegen an, sank dann aber doch auf

den Sessel. Vertauschte Rollen. Jetzt sitze ich hier und sie dort. Er entdeckte das Messer in ihrer Hand. Es war kein gewöhnliches Messer, eher ein Cuttermesser. Er stöhnte und griff sich in die Seite. Sein Hemd war warm und feucht. Sie hatte ihn mit dem Messer gestochen. Wie schlimm war es?

Sie schien seine Gedanken zu lesen. »Ich habe deine Leber punktiert. Du wirst sterben. Leider wird es wehtun. Es hätte nicht auf diese Weise passieren müssen, aber manchmal ist man gezwungen zu improvisieren. Deine Leber verliert nun große Mengen Blut in die Bauchhöhle. Sie kann sich nach einem Messerstich nicht zusammenziehen, was das Ganze noch schlimmer macht. Außerdem wird das Protein, das das Blut gerinnen lässt, von der Leber hergestellt. Ist sie verletzt, dann ... Kurz gesagt, es sieht gar nicht gut für dich aus. Für mich übrigens auch nicht, denn mein Auftrag war, einen Herzinfarkt bei dir auszulösen. Es sollte nicht wie Mord aussehen. Was sich nun, wo du ein Loch in der Leber hast, kaum vermeiden lässt.«

Der lodernde Schmerz vernebelte seine Gedanken. »Ich will nicht sterben, ich habe Familie«, stöhnte er leise.

Sie erhob sich. »Ich weiß, dass du Familie hast. Freue dich an den Erinnerungen, die du hast, und sei glücklich über deine Gaben von Gott. Bunyamin und Azra kommen zurecht. Wenn du ein guter Muslim warst, werden Engel deine Seele holen. Ist es nicht so? Und wenn du dann ein paar einfache Fragen richtig beantwortest, wird Allah höchstselbst dich ins Dschanna, das Paradies, einlassen. Dort brauchst du es dir nur noch bequem zu machen. Es wird ein paar Stunden wehtun, aber wer auf etwas Gutes wartet ... Ich kann nichts mehr für dich tun. Meine Rolle bei all dem ist zu Ende.«

Sie ging ins Bad, und er hörte das Geräusch von fließendem Wasser. Die Krämpfe ließen ihn vornüber auf den Boden fallen. Er sah, wie der große dunkle Fleck auf dem dicken Teppich schnell größer wurde. Die Fasern rochen nach Staub und Putzmittel. War er ein guter Muslim gewesen? Er bereute seine prag-

matische Haltung zum Islam. Seine Gedanken rasten. Er sah nur noch verschwommen. Er musste eine Möglichkeit finden, das Blut zu stoppen. Vielleicht hatte er noch eine Chance? Ein Kissen, irgendetwas, das er auf die Wunde pressen konnte, bis ärztliche Hilfe kam. Es gab Krankenpflegepersonal im Hotel. Alles gab es in diesem verdammten Hotel. Sarah war seine einzige Hoffnung. Er versuchte zu sprechen, aber sein Hals war voller Flüssigkeit. Er gurgelte und hustete. Die schwarzen Pumps erschienen wieder in seinem Blickfeld. Sie richtete ihn auf, brachte ihn in Sitzstellung. Er erbrach sich. Braunrote Soße ergoss sich über den Fußboden und die Beine des Sessels.

»Ich kann dir eine Menge Geheimnisse verraten.« Seine Stimme war brüchig und schwach.

Sie hockte sich neben ihn, geschickt allem ausweichend, was aus dem zerstochnen Körper floss.

»Gib dir keine Mühe. Wir wissen schon alles, was wir wissen müssen. Wir haben andere Quellen. Mein Auftrag hier war, zukünftige Probleme zu unterbinden. Du wirst Teheran nicht mit weiteren Bauten helfen. Dein Nachfolger wird hoffentlich vorsichtiger sein.«

Er schnaufte. »Der Bunker war rein geschäftlich ... und ich weiß ... andere Sachen. Wichtige Sachen.«

Sie sah auf ihre Uhr. »Was sind das für wichtige Sachen?«

Sie klang gelangweilt. Er durchsuchte fieberhaft sein versagendes Gehirn. Das Essen bei Omar Fathy. Ein Freund von Omars Bruder war dort gewesen, den er noch nie getroffen hatte. Wie hieß er noch gleich? Sie hatten über den Bunkerbau diskutiert. Dabei war etwas anderes erwähnt worden. Etwas streng Geheimes.

Er hatte wieder warme Flüssigkeit in Mund, Nase und Hals. Sarah erhob sich. Er konnte ihre weichen Schritte auf dem dicken Teppich hören, und dann das scharfe Knallen der Absätze auf dem blanken Fußboden. Er wimmerte. Sie drehte sich nicht um, sondern ging zur Balkontür und schloss sie. Sie hatte vor, ihn allein zu lassen.

»Arie al-Fattal!«

Er stieß die Worte mühsam aus, den Mund in den staubigen Teppichfasern begraben. In seinem Kopf rauschte es. Die verschwommenen Schuhe hielten auf halbem Weg zur Tür inne. Jetzt kamen sie zurück.

»Was ist mit ihm?«

Ein Streifen Hoffnung. Er blickte hinauf in das sanfte Gesicht mit der schiefen Nase.

»Hilfst du mir?«

Sie blickte stumm auf ihn herab. Überdachte seine Frage. »Ich habe immer noch die Tablette, die du hättest nehmen sollen. Ich würde sie ungern verschwenden, aber wenn du mir etwas von Wert geben kannst, bekommst du sie vielleicht. Sie sorgt dafür, dass dein Herz stehen bleibt, ganz schmerzfrei. Andernfalls hast du mindestens noch eine Stunde zu leben, und das ist definitiv nichts, worauf du dich freuen kannst. Du wärst nicht mehr zu retten, selbst wenn du jetzt auf einem OP-Tisch liegen würdest. Die Leber zu nähen ist im Prinzip unmöglich.«

Eine Tablette. Das war alles, was er wollte. Einschlafen. Den Flammen entfliehen, die ihn von innen auffraßen.

Sie zog ihr Handy hervor und stellte es auf Aufnahme. Dann machte sie eine Handbewegung wie ein Theaterregisseur. Er versuchte, zusammenhängend zu sprechen.

»Du weißt also, wer Arie al-Fattal ist. Ich habe ihn bei einem Essen getroffen. Er hat versucht, mich dafür zu gewinnen, einen Anschlag auf Israel mitzufinanzieren.«

Ein Hustenanfall unterbrach ihn, und mit jedem Huster explodierten Tausende von Lichtern. Das Rauschen in seinem Kopf wurde lauter.

»Ein Attentat in welcher Form?«, fragte sie ungeduldig.

»In Form eines technischen Angriffs. Eine neue Waffe. Ein Virus.«

Letzteres kam flüsternd. Er wand sich in Krämpfen, und sein Hals füllte sich wieder mit warmer, dicker Flüssigkeit. Er blieb

auf der Seite liegen, kraftlos nach Luft schnappend wie ein Fisch auf dem Trockenen. Sie wartete auf eine Fortsetzung, sah dann aber, dass er es nicht schaffen würde, noch mehr zu sagen. Sie öffnete die Minibar neben dem Bett.

»Die Tablette soll offenbar in einem zuckerhaltigen Getränk aufgelöst werden, um schneller zu wirken.«

Sie suchte zwischen den Getränken.

»Ich nehme an, Coca-Cola ist okay? Sie ist kalt.«

Er folgte ihr mit den Augen. Sie öffnete die rote Dose. Dann warf sie eine kleine weiße Tablette hinein, etwa so groß wie ein Aspirin, und schüttelte die Dose vorsichtig, damit die Tablette sich auflöste. Er schwieg, aber sein Körper war gespannt wie eine Feder. Sie half ihm zu trinken. Er schluckte Blut, Magensaft und Coca-Cola. Sie ließ seinen Kopf langsam auf den Teppich zurücksinken und erhob sich.

»So, Mohammad. Jetzt kannst du dich immerhin darauf freuen, dass dieser unerfreuliche Abend bald vorüber sein wird. Ist es nicht eine Ironie, dass das amerikanische Nationalgetränk deine Rettung ist?«

Sie stellte die leere Dose mit einem Knall auf dem Bartresen ab. Dann ging sie zur Eingangstür, ohne sich noch einmal umzudrehen. Auf dem Fußboden blieb der arabische Magnat zurück, wie eine künstliche Insel inmitten eines großen, dunkelroten Sees. Eine gestürzte Miniatur des Burj al Arab. Mit eingeholtem Segel. Der Körper war nicht mehr gespannt. Das Herz hatte nach nur einer Minute aufgehört zu schlagen.

## **Stockholm, Schweden**

Es war immer noch eine halbe Stunde Zeit. Als er dort so saß und wartete, nickte er ein. Die Ausdrücke rutschten aus der Mappe hinunter auf den grauen Steinfußboden des Konferenzraums, wo sie ein buntes Muster bildeten. Er ließ sie liegen und ver-

suchte, auf dem starren Stuhl eine bequemere Stellung zu finden. Durch seine Seele schwangen die schönsten Töne der Welt.

Die Tür ging auf, und ein junger Ingenieursstudent mit struppigem schwarzem Haar und einem Gesicht voller Sommersprossen erschien. Eric verließ Tosca widerwillig, aber nur halb, einen Ohrhörer seines iPods ließ er drin.

»Möchten Sie Krebscola oder richtige Coke?«

»Wenn Sie Cola light meinen – ja bitte. Und das Krebs-Gerede ist Unfug. Meines Wissens ist noch keiner durch den Genuss von Coca-Cola gestorben.«

Der Student versuchte, die Papiere auf dem Fußboden zu ignorieren. »Okay, Herr Professor. Ich stelle sie Ihnen aufs Rednerpult.«

Eric nickte und lehnte sich zurück. »Mit Eis und Zitrone, bitte.«

Er setzte den Ohrhörer ein, und die Arie erklang wieder in Stereo. Er dachte an die bevorstehende Vorlesung. Das Sekretariat hatte ihm mitgeteilt, dass sich hundert Hörer angemeldet hatten. Der heutige Vortrag umriss die Grundzüge seiner Forschung und war damit bekanntes Gewässer. Er wusste, wo die Untiefen lagen.

Tosca war im Gefängnis angekommen und sang nun für ihren todgeweihten Künstler. *Amor che seppa a te vita serbare*, unsere heiße Liebe gibt dir das Leben zurück.

Eric's Gedanken verließen den Vortrag und schweiften ab zum Zusammenstoß der letzten Nacht. Er trug tiefe Kratzspuren unter dem weißen Hemd. Sie hatten sich geliebt. Als Hanna heiß und zitternd ein Nein murmelte und versuchte, ihn wegzustoßen, hatte er sich gewehrt. Weitergemacht. Sie hatte gemerkt, dass er kurz davor war zu kommen, und versucht, sich zu schützen. So war ihre Abmachung. Aber er war berauscht von ihrem Duft. Von ihrem schweißnassen Hals. Konnte nicht, wollte nicht gehorchen. Als es zu spät war, hatte sie ihn an sich gepresst. Ihn aufgenommen. Als er danach keuchend sein Gesicht in ihrem

Haar begrub, hatte sie geweint. Zuerst war es nur ein leises Schluchzen. Dann die reine Verzweiflung.

»Du Scheißkerl. Du verdammtes gemeines Schwein.«

Sie hatte ihn gekratzt.

Der sommersprossige Student tauchte in der Tür auf. Eric warf einen Blick auf die Uhr und nickte. Er schaltete den iPod mitten im Schlussduett aus, erhob sich und folgte dem Strubbelkopf auf dem kurzen Weg zum Hörsaal F2. Als er zum Rednerpult hinaufstieg, sah er als Erstes, dass jemand – vermutlich Mr Sommersprosse – das Logo der Krebsstiftung auf sein Glas mit Cola light geklebt hatte. Uni-Humor. Das Gemurmel im Hörsaal verstummte. Er räusperte sich und ließ den Blick übers Publikum schweifen. Er konnte kein bekanntes Gesicht entdecken, aber er hatte im vergangenen Jahr auch nicht viel Kontakt zu den Studenten gehabt.

»Guten Tag. Mein Name ist Eric Söderqvist. Vor siebzehn Jahren habe ich das vierjährige Ingenieursstudium mit Schwerpunkt Computertechnik absolviert. Anschließend habe ich mich auf Scientific Computing spezialisiert und vor fünf Jahren zum Thema BCI, Brain Computer Interface, promoviert, also dem Zusammenwirken von Computer und Gehirn. Seit einem guten Jahr leite ich ein Forschungsprojekt, das wir Mind Surf genannt haben. Bei dieser interdisziplinären Arbeit bringen wir weltweit führende Neurowissenschaften mit unserer fortschrittlichsten IT-Technik zusammen. Wir kooperieren mit dem Karolinska Institutet und der Kyoto University, und mein Team hat eine Reihe von Patenten in diesem Bereich angemeldet. Ich hoffe, dass Sie nach meinem fünfundvierzigminütigen Vortrag ebenso fasziniert sein werden wie ich.«

Es war still im Saal. Eric griff nach der drahtlosen Fernbedienung und rief sein erstes Bild auf.

»Das Gehirn beherbergt über hundert Milliarden Nervenzellen. Die Zahl der Synapsen – oder Kontaktstellen, an denen Nervenimpulse von einer Nervenzelle an eine andere weiter-

gereicht werden – könnte das Tausendfache betragen. Diese Synapsen knüpfen mittels Nervenfasern ein Netzwerk von enormer Kapazität. Träume, Erinnerungen, Gefühle, Bewegungen, Sinneseindrücke werden in unaufhörlich ablaufenden Synthesen verarbeitet. Obwohl das Gehirn eines der größten Forschungsgebiete unserer Zeit ist, wissen wir immer noch sehr wenig über unseren biologischen Supercomputer.«

Ein Klick und ein neues Bild.

»Wir leben heute immer länger und dies bei besserer Gesundheit, vor allem dank unserer bahnbrechenden Fortschritte in den Bereichen Medizin und Technik. Wir haben wirksamere Medikamente. Wir haben hoch entwickelte Geräte wie Herzschrittmacher, Prothesen und eine Reihe mehr oder minder komplexer Hilfsmittel für Behinderte. Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben wir auch Fortschritte bei Transplantationen gemacht. Wir haben begonnen, die Möglichkeiten von Genforschung und Stammzellzüchtung zu erkennen. Aber all diese Fortschritte beinhalten immer noch keine Veränderung für die Millionen von Menschen, die unter schweren Hirnschäden leiden.«

Die Bilder zeigten bekannte Gesichter mit bekannten Krankheiten.

»Allein in den USA gibt es mehr als fünf Millionen Menschen mit permanenten Hirnschäden, zwei Millionen Gelähmte, eine Million Parkinson-Kranke und eine Million Blinde. Außerdem zwanzig Millionen Gehörlose. Darüber hinaus gibt es Schlaganfallpatienten und Menschen mit anderen hirnbezogenen Problemen wie Depressionen. Viele dieser Krankheiten und Defekte basieren auf einer Unfähigkeit des Gehirns, Sinneseindrücke zu interpretieren und Muskel- und Nervenbefehle auszuführen. Dies drückt sich aus in Blindheit, einer Unfähigkeit zu kommunizieren, einer partiellen oder vollständigen Lähmung.«

Eric trank einen Schluck Cola und zwinkerte dem sommerprossigen Studenten zu, der in der ersten Reihe saß.

»Der Prozessor in einem Computer erinnert in vielerlei Hin-

sicht an das menschliche Gehirn. Beide arbeiten mit binären Systemen und kommunizieren über Impulse. Die Ähnlichkeiten machen es möglich, diese Systeme zu kombinieren. In der Konvergenz zwischen Computer und Mensch finden wir Lösungen für eine Reihe der erwähnten Probleme. Das ist meine Berufung. Ich arbeite daran, gedankengesteuerte Computersysteme zu entwickeln. Und computergesteuerte Gedankensysteme.«

Er ließ das Gesagte eine Weile so stehen, bevor er ein Bild aufrief, das Hirnwellen während eines EEG zeigte.

»Das BCI-Programm interpretiert neuronale Aktivität und übersetzt sie in digitale Befehle. Elektroden registrieren Gedanken, die dann – via Computer – beispielsweise mechanische Prothesen oder digitale Kommunikationssysteme steuern. Auf diese Weise kann man Funktionen bei Patienten wiederherstellen, die an reduzierter Motorik infolge von Schlaganfällen, Wirbelsäulenverletzungen, MS oder ALS leiden. Gelähmte können verschiedene Arten von Hilfsmitteln steuern und sich mithilfe von Prothesen bewegen. Die Möglichkeiten sind unendlich.«

Eric startete eine Filmsequenz.

»Was Sie hier sehen, ist ein Affe, der gelernt hat, einen Roboterarm zu steuern, um an Essen zu kommen. Der Affe kontrolliert den Arm per Joystick. Das Tier hat außerdem ein BCI-Implantat im Gehirn, das die elektrophysischen Signale interpretiert, die immer dann entstehen, wenn der Affe eine Bewegung mit dem Joystick ausführt. Hier nun schalten die Forscher den Joystick ab. Sie sehen, dass der Roboterarm trotzdem Essen für den Affen holt. Wie ist das möglich?«

Es war still im Saal.

»Nun, der Affe weiß nicht, dass der Joystick abgeschaltet ist, und fährt deshalb fort, ihn mit seinen Gedanken zu steuern. Das BCI-System liest diese Gedanken und wandelt sie in digitale Kommandos um, die denen des Joysticks entsprechen. Der Affe holt weiterhin Essen. Aber jetzt einzig mithilfe seiner Gedanken.«

Ein Raunen ging durch das Publikum.

»Dies ist eine frühe Version des BCI. Wir sind inzwischen wesentlich weiter. Heute können wir Computerbefehle in Gedanken und Gedanken in Computerbefehle übersetzen. Wir können Musik für einen Gehörlosen spielen. Einem Blinden Filme zeigen. Und das ist erst der Anfang. BCI wird schwerbehinderten Menschen eine ganz neue Chance auf Würde und Teilhabe geben.«

Eric trat teilweise in den Lichtstrahl des Projektors, und die Bilder glitten über sein Gesicht wie Hennatattoos.

»Natürlich gibt es noch eine Menge weiterer Anwendungsgebiete, beispielsweise Videospiele. Auch das amerikanische Militär investiert Milliarden Dollar in die BCI-Forschung. Stellen Sie sich vor, man könnte Waffensysteme mittels Gedanken steuern.«

Er trank wieder einen Schluck Cola und warf einen schnellen Blick auf die Uhr. Noch zehn Minuten. Er musste sich beeilen.

»Die Messung der meisten Signale erfolgt per EEG auf der Kopfhaut und per ECoG direkt unter dem Schädelknochen. Wir erfassen außerdem Feldpotenziale von Parenchymen und Neuroenblitze, sogenanntes AP-firing.«

Eric klickte, und das Logo der KTH, der Königlich Technischen Hochschule, erschien.

»Was machen nun speziell wir hier in Schweden? Wir versuchen, das Aktuellste innerhalb der Neuromedizin mit der neuesten IT-Technologie zu kombinieren. Früher gab es Probleme mit der Schnittstelle – oder dem Kontakt – zwischen Computer und Mensch. Die effektivsten BCI-Systeme basieren auf subduralen Implantaten. Das heißt, dass Sensoren unterhalb des Schädelknochens platziert werden müssen, was einen chirurgischen Eingriff erfordert, der wiederum Risiken mit sich bringt – etwa dass der Körper die fremden Objekte abstößt oder dass Infektionen entstehen. Die Systeme, die früher außen am Kopf angebracht wurden, haben Alpha- und Betawellen sehr schwach registriert und waren deshalb auf einfache Funktionen beschränkt. Wir

haben jedoch eine völlig neue Art von Gel für die Elektroden erfunden.«

Das Bild zeigte einen lila fluoreszierenden Geleeklumpen.

»Gemeinsam mit der Kyoto University haben wir diese völlig neuartige Substanz entwickelt. Ein Gel basierend auf Nanotechnologie. Es besteht aus sehr kleinen leitenden Partikeln, die durch den Schädelknochen dringen – sie werden absorbiert. Jeder Partikel behält dabei den Kontakt zum nächsten Partikel. Die Absorption ist vergleichbar mit der Funktion eines Nikotinplasters, nur dass in diesem Fall die Leitfähigkeit erhalten bleibt. Auf diese Weise wird ein Direktkontakt zum Gehirn hergestellt. Stellen Sie es sich wie ein Kabel vor, das durch die Haut geht. Ein fast ebenso revolutionärer Teil unserer Forschung ist der eigentliche Sensorhelm. Er sieht zwar aus wie eine Badekappe, ist aber wesentlich raffinierter. Der Helm besteht aus fünfzig Elektroden, die den Kopf in wellenförmiger Anordnung bedecken. Die Spitzen der Elektroden dringen fast zwei Millimeter tief in die Kopfhaut ein.«

Er sah, wie einige Hörer die Gesichter verzogen, und fügte eilig hinzu: »Das Gel enthält ein lokal wirkendes Betäubungspräparat, das das unangenehme Pieksen der fünfzig Nadeln bis zu einem gewissen Grad mildert. Das Eindringen der Sensoren und die Absorption des Gels ermöglichen uns einen sehr kraftvollen Kontakt mit dem Gehirn, ganz ohne chirurgischen Eingriff. Mit diesem Verfahren stehen wir auf der Welt einzigartig da. Wir haben es zum Patent angemeldet.«

Er konnte seinen Stolz nicht verbergen. Neues Bild.

»Des Weiteren haben wir eine Methode entwickelt, die es uns ermöglicht, mit speziell ausgerichteten Elektroden und unserem Nanogel Kontakt mit dem zweiten Hirnnerv herzustellen, besser bekannt als Sehnerv. Indem wir uns mit dem *Chiasma opticum* verlinken, der Sehnervenkreuzung unmittelbar hinter der Netzhaut, können wir dreidimensionale Bilder direkt ins Bewusstsein senden. Unsere Vision bei diesem System ist, vollstän-

dig Gelähmten, vielleicht sogar Blinden bessere Möglichkeiten zu verschaffen, mit der Umwelt zu interagieren. Und schließlich haben wir viele Tausend Stunden darauf verwandt, ein Steuerungsprogramm zu entwickeln, das die gesamten Signale des Gehirns interpretiert. Das erste fertige Programm, Mind Surf, gibt uns die Möglichkeit, in einem dreidimensionalen Internet zu surfen. Einem Internet, das nur im Kopf existiert, das aber gleichzeitig farbenfroher und wirklicher ist als irgendetwas sonst. Wir werden diese dreidimensionale Welt mit unseren Gedanken kontrollieren können, und es wird nicht einmal ein besonders anspruchsvolles Training nötig sein, damit wir dies schaffen. Unser Ziel ist es, Mind Surf rein intuitiv bedienbar zu machen. Möchte sich vielleicht jemand von Ihnen für einen Test anmelden?»

Hundert Hände schossen in die Höhe. Eric lächelte und legte die drahtlose Fernbedienung weg.

»Was ich Ihnen heute gezeigt habe, ist keine Zukunftsvision. Es passiert hier und jetzt unter dem Dach der besten Institution der Welt: der Königlich Technischen Hochschule. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.«

Ein Beifallssturm brach los, und durch den Lärm drangen immer wieder »Bravo!«-Rufe. Eric verbeugte sich, nahm seine Cola und verließ das Podium.

Im Konferenzraum fand er seine Ausdrucke säuberlich zusammengelegt auf dem Tisch neben seinem Aktenkoffer. Guter Mr Sommersprosse. Er packte seine Sachen zusammen und ging hinaus auf den Gang. Sein Handy zeigte drei entgangene Anrufe. Zwei von Hanna, einer von Jens Wahlberg. Er beschloss, das Einfachere zuerst zu erledigen. Draußen schien die Sonne von einem leuchtend blauen Himmel. Er ging über die kleine Piazza zum Lindstedts Väg und kramte in der Tasche nach seinem Autoschlüssel.

Jens meldete sich nach dem zweiten Klingeln. »Ach, du lebst noch!«

Eric schloss seinen Volvo XC60 auf und zog den Strafzettel unter dem Scheibenwischer hervor.

»Warum sollte ich nicht? Weißt du etwas, was ich nicht weiß?«

Jens' prustendes Gelächter ließ den kleinen Ohrhörer schep-pern. »Tja, ein kleiner Vogel – oder besser gesagt, ein Adler, ein schöner Seeadler – hat mir was ins Ohr geflüstert.«

Eric stöhnte und bog auf den Drottning Kristinas Väg. »Du hast mit Hanna gesprochen.«

Jens räusperte sich. »Ich habe mit Hanna gesprochen. Du lieber Gott, Eric. Nach dem Gespräch habe ich überlegt, ob ich zum Chefredakteur gehe und ihm sage, dass er die Schlagzeile für die Abendausgabe ändern soll: »KTH-Professor in akuter Lebens-gefahr.««

Eric schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. Die Kratz-wunden auf seinem Rücken schmerzten. Auf dem Valhallavägen staute sich der Verkehr.

»Was hat sie gesagt?«

»Ich erzähl doch auch nicht alles, was du sagst. Das gilt für beide Seiten. Aber sie ist enttäuscht. Im Prinzip sagt sie, dass du versuchst, ihr mit aller Macht ein Kind anzuhängen. Und das nur, um sie in einer Ehe einzusperren, die längst auf den Scheiß-haufen gehört hätte.«

»Hat sie Scheißhaufen gesagt?«

»Nein. Aber du verstehst. Was machst du, sag mal?«

Eric wurde wütend. Was wusste Jens denn schon? Als sein bes-ter Freund sollte er ihn unterstützen, anstatt ihm Predigten zu halten. Davon bekam er zu Hause genug. Jens war auch Hannas Freund, aber vor allem war er ein Mann. Männer sollten zusam-menhalten.

Für Jens war alles so leicht. Er schwebte hoch über dem Schlachtfeld, konnte sich frei mit dem Wind treiben lassen, wie er wollte. Aus einer solchen Entfernung wurden alle Konflikte klein und abstrakt. Aber jetzt ging es um echte Loyalität, und da hatte er verdammt noch mal Flagge zu zeigen.

Jens' Stimme kam von hoch oben aus den Wolken: »Hey, bist du noch da?«

»Jens, die Sache ist schwieriger, als du denkst. Du lebst dein Single-Leben mitten in der Welt der Boulevardpresse. Du gehst immer von den oberflächlichen *Aftonbladet*-Meldungen mit knalligen Schlagzeilen aus. Aber jetzt geht es um mein Leben. Um echte Gefühle, weit weg von irgendwelchen Ranglisten über Schwedens größte Silikontitten.«

»Autsch. Das hat gesessen.«

Eric bereute es sofort. »Du weißt, dass ich es nicht so gemeint habe. Ich habe das alles nur so verdammt satt. Ich war mir immer sicher, wohin mein Weg führt, aber jetzt dreht mein Kompass durch. Im Job stehe ich unter Druck. Hanna entgleitet mir. Irgendwie haben wir uns verloren. Den einen Tag ist alles wunderbar, und am nächsten Tag ist Weltkrieg. Vielleicht habe ich mich selbst verloren.«

Jens schwieg eine Weile.

»Das ist der Grund, warum dein Kompass durchdreht. Du hast den Kontakt mit dem Nordpol verloren. Mit deinem Magnetfeld.«

Eric lachte müde. »Ja, und ob sie der Nordpol ist. Ständig minus hundert Grad.«

»Eric, du weißt, dass sie auch heiß sein kann wie ... wie diese kleine scharfe Peperoni.«

»Jalapeño.«

»Nordpol hin oder her. Sie ist immer dein Stabilisator gewesen. Und jetzt ist sie genauso erschöpft und verwirrt wie du. Ihr braucht vielleicht mal eine Pause? Ein bisschen Abstand voneinander. Du weißt ja, dass ein Kompass überall funktioniert, ungeachtet der Entfernung vom Pol.«

Rote Ampel. Eric legte den Kopf aufs Lenkrad.

»Vielleicht ist das so. Aber Abstand macht mir Angst. Allein schon die Vorstellung, nicht neben ihr zu schlafen. Sie nicht jeden Tag zu sehen. Auch wenn wir meistens streiten. Solange wir

streiten, ist da wenigstens noch Interesse. Und zwischen den Krä-  
chen haben wir immer noch wunderbare Momente miteinander.  
Wenn die Entfernung wächst, verlieren wir vielleicht das biss-  
chen, das wir noch haben. Vielleicht finden wir nicht wieder zu-  
rück.«

Ein Schlürfen im Hörer. Jens trank Kaffee.

»Wer weiß. Aber wie es im Moment zwischen euch steht,  
macht ihr die Sache nur noch schlimmer. Ich denke nicht, dass du  
die Streitereien als etwas Positives sehen solltest. Ihr verbrennt  
Brücken. Vielleicht besser, ihr sorgt für ein Luftpolster zwischen  
euch. Irgendein Luftpolster.«

Eric starrte auf die schwarze Gummimatte. »Jens, können wir  
uns morgen treffen? Ich brauche jemanden, der zuhört.«

»Natürlich. Klar. Lass uns zusammen essen, ich mache verlän-  
gerte Mittagspause.« Jens' Mittagspausen waren immer verlän-  
gert.

»Ich habe am Vormittag ein anstrengendes Meeting mit einem  
Investor. Ich weiß noch nicht, wann ich fertig bin. Aber da-  
nach ...«

»Ich bestelle einen Tisch. Um eins im Riche. Ich warte dort.  
Du, und ruf Hanna an.« Er legte auf.

Eric saß immer noch da, die Stirn auf dem heißen Leder des  
Lenkrads. Hanna war das komplette Gegenteil von ihm. Er war  
Vollblutschwede. Sie war Jüdin mit halb Europa in den Adern. Er  
war ein Durchschnittstyp. Sie war eine Schönheit. Er war zer-  
streut und introvertiert. Sie war strukturiert und ein Gesell-  
schaftsmotor ohnegleichen. Sie kannte Gott und die Welt. Jedes  
Wochenende war ausgebucht mit Abendessen und Brunches.  
Immer auf ihre Initiative hin. Ebenso die Urlaubsreisen, von  
A bis Z durchgeplant und durchgebucht. Eric schwamm meist  
einfach so mit, ohne selbst irgendwann Initiative zu ergreifen.  
Das war es zumindest, was sie ihm für gewöhnlich an den Kopf  
warf, wenn sie sich stritten.

Kennengelernt hatten sie sich auf der KTH während ihres je-

weiligen Grundstudiums. Heute war sie IT-Chefin in der schwedischen Niederlassung der TBI, Trusted Bank of Israel. Sie war in der Jüdischen Gemeinde aktiv und Vorsitzende des KTH-Freundeskreises. Sie hatte immer einen vollen Terminkalender. Wo war sie jetzt? Vermutlich in der Bank. Er scheute sich, sie anzurufen. Das Auto hinter ihm hupte wütend. Die Ampel war längst grün und würde gleich wieder auf Rot springen. Er trat aufs Gaspedal und schlüpfte gerade noch durch. Der wütende Fahrer blieb zurück.

*»Hallo, hier ist Hanna Schultz Söderqvist von der TBI. Hinterlassen Sie mir eine freundliche Nachricht, dann rufe ich zurück. Versprochen.«*  
Er legte auf.

## **Täbris, Iran**

Es hätte eine x-beliebige Geschäftsbesprechung sein können. Vier Männer saßen an dem langen, hellgrauen Konferenztisch, zwei auf jeder Seite. Ihre Kleidung war formell. Die beiden auf der Fensterseite trugen dunkle Anzüge und Krawatten. Die beiden, die mit dem Rücken zur Tür saßen, trugen Dishdashas, lange weiße Gewänder, und Ghutras, die traditionelle muslimische Kopfbedeckung. Vor ihnen standen diverse Tassen Kaffee und Tee. Außerdem gab es Karaffen mit Wasser und Kirschsafte, eine große Obstschale und zwei Wasserpfeifen. Auf dem Tisch verteilt lagen mehrere Dokumente, und an der einen Stirnseite stand ein Laptop. Es roch nach Rasierwasser und Kaffee. Die Sonne schien grell durch die großen Fenster. Tief unter ihnen lag der El-Goli-Park, und im Hintergrund – flimmernd vor Hitze – breiteten sich die Dächer und das Straßennetz von Täbris aus. Die Klimaanlage arbeitete auf hoher Stufe, es war kühl im Raum.

Einer der Männer im Anzug war Arie al-Fattal. Er sprach wie ein versierter Verkäufer, sorgsam darauf bedacht, immer wieder Bestätigung bei Enes al-Twajri zu suchen, einem der Weiß-

gekleideten auf der anderen Tischseite. Arie war gut vorbereitet und kompetent. Seine Botschaft energisch und eindrucksvoll. Enes nickte interessiert. Es war eher die Ausnahme, dass er derjenige war, der zuhörte. Als Aufsichtsratsvorsitzender und Haupteigentümer des Ölkonzerns Al-Twajri Petrol Group war er einer der mächtigsten Wirtschaftsbosse Saudi-Arabiens. Er hatte die Existenz Israels verdammt, und ebenso wie sein Freund, der ehemalige iranische Präsident, leugnete er den Holocaust. Gegenüber der *New York Times* hatte er gesagt, er sei stolz auf die Angriffe gegen das World Trade Center. Das FBI war allerdings der Meinung, dass er trotz seiner fundamentalistischen Ansichten keine unmittelbare Gefahr darstellte. Er wurde nicht als Terrorist eingestuft.

Der Mann neben ihm, Ahmad Waizy, war dem FBI nicht bekannt. Und dies, obwohl er einer der Initiatoren des islamistischen Terrornetzwerks al-Dschihad war, das von vielen als steuernder Teil von al-Qaida angesehen wurde. Als junger Mann hatte er ein Studium zum Imam absolviert, und heute war er so etwas wie ein freiberuflicher Dschihadist. Auch Ahmad saß schweigend da und musterte den Mann im Anzug. Er war es leid, Aries durchdringender Stimme zuzuhören. Er wusste bereits alles über das Projekt und brauchte die Verkaufspräsentation nicht. Der Hisbollah war es zum ersten Mal in ihrer fast dreißigjährigen Geschichte gelungen, etwas Gutes zustande zu bringen. Eine Schlüsselrekrutierung. Aber jetzt fehlte ihnen das Geld, um etwas daraus zu machen. Arie war von ihnen angeheuert worden, um Investoren zu finden. Er war ein Hampelmann.

Ahmad konzentrierte sich stattdessen auf den Mann neben Arie. So wie er da auf seinem Stuhl saß, wirkte er in sich zusammengesunken. Der Anzug war zu groß und die Krawatte schlecht gebunden. Ahmad wusste alles über den Mann. Für ihn war es entscheidend, immer alles zu wissen. Das Klappergestell in dem faltigen Anzug war im Moment eine der gefährlichsten Waffen der Hisbollah. Er sah unterernährt aus. War anscheinend so

etwas wie ein Wunderknabe. Ein Computergenie. Pazifist, bis er seine Familie verlor. Konnte man ihm trauen? Das blieb abzuwarten. Aus Erfahrung ging Ahmad davon aus, dass man niemandem trauen konnte.

Er schlug die Mappe auf und las noch einmal die Beschreibung von Mona. Computerviren waren an und für sich nichts Neues, die gab es in unterschiedlichen Ausprägungen seit über zwanzig Jahren. Frühere Viren waren im Grunde einfache Programme gewesen, oft mit einem Code von weniger als vierhundert Bytes. Mona, ein Brocken von zwanzig Megabytes, war etwas ganz Neues. Ein kraftvoller Hybrid aus zwei Viruskategorien: Wurm und Virus. Der Wurm fungierte als Transporter für den eigentlichen Virus. Er drang durch Sicherheitslücken ins System ein und vervielfältigte sich anschließend selbst. Innerhalb weniger Minuten konnte der Wurm Tausende Klone von sich herstellen, die weitere Server befielen, wo sie sich wiederum klonten. Die Wurmfunktion machte lediglich drei Prozent des kompletten Codes aus. Der Rest gehörte zum Mona-Virus, der unter der Hülle des Wurms wartete wie ein Trojanisches Pferd.

Ahmad schlug die Mappe zu und betrachtete wieder den Mann im faltigen Anzug. Er konnte kaum glauben, dass der ausgemergelte Libanese das alles programmiert hatte.

Samir Mustaf sah die schlangengleiche Kälte in Ahmads Augen. Er fühlte sich unbehaglich. Ahmad gehörte zu al-Qaida, und seine ganze Person, dem ruhigen Äußeren zum Trotz, strahlte Aggressivität aus. Samir richtete den Blick wieder auf Arie. Wie es schien, war es ihm gelungen, Enes' Interesse zu wecken. Sie waren verzweifelt auf Finanzierung angewiesen, um das Projekt weiter vorantreiben zu können. Er hatte in den letzten Monaten rund um die Uhr gearbeitet, das Projekt hatte ihn am Leben erhalten. Hatte seine äußere Schale am Leben erhalten.

Arie schob eine Mappe aus braunem Karton zum saudischen Milliardär hinüber. »Alles ist detailliert in diesen Papieren be-

schrieben. Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, dass nur Ihre engsten Vertrauten Zugang zu dem Dokument erhalten.«

Enes legte die Mappe beiseite, ohne sie zu öffnen. Mit dunkler, ruhiger Stimme sagte er: »Erlauben Sie mir, dass ich rekapituliere, um sicherzugehen, dass ich alles verstanden habe. Dieser Bruder ...«, er machte eine Handbewegung zu Samir, »hat eine Art Computerprogramm entwickelt, das er Mona genannt hat. Es ist der potenteste Virus, den die Welt jemals gesehen hat. Richtig?«

Arie nickte aufmunternd. Enes fuhr fort: »Der Virus wird injiziert ...«, er blickte Samir an, »heißt das so?«

Samir nickte.

»Der Virus wird in das israelische Banken- und Finanzsystem injiziert. Dort nimmt er große Mengen an Dateninformationen als Geisel. Er wird auch strategische Daten vernichten sowie Börsen- und Zinsinformationen manipulieren. Dies wird der Besatzungsmacht großen Schaden zufügen. Das Vertrauen in Israel wird ausgehöhlt, und ausländisches Kapital wandert zu stabileren Märkten ab. Umfassende Werte werden ebenso vernichtet wie das Vertrauen in die israelischen Machthaber.« Enes sprach mit leicht theatralischer Stimme.

Samir bemerkte, dass er mehrere von Aries Ausdrücken wörtlich wiederholte. Er war sich nicht ganz sicher, ob der Mann das tat, weil sie ihm gefielen, oder ob es Ironie war.

Enes fuhr fort: »Wenn diese Turbulenzen ihren Höhepunkt erreichen, tritt die Hisbollah auf den Plan und bietet einen Antivirus an. Eine Medizin, die die digitalen Geiseln befreit und das Bankensystem wiederherstellt. Als Gegenleistung wird eine vollständige Rückkehr zum Grenzverlauf von 1967 gefordert. Außerdem sollen die Zionisten eine große Zahl namentlich genannter Brüder freilassen, die derzeit ohne Gerichtsverfahren gefangen gehalten werden. Habe ich das richtig verstanden?«

Arie und Samir nickten gleichzeitig.

»Und um dieses großartige – und verblüffende – Projekt umset-

zen zu können, brauchen Sie eine Finanzierung. Wie viel brauchen Sie, und wofür genau soll das Geld verwendet werden?»

Enes blickte Samir an, aber es war Arie, der antwortete.

»Wir brauchen drei Millionen Dollar. Dieses Kapital soll für Ausrüstung, Verpflegung, Unterbringung, Reisekosten sowie die Auslagen einer Reihe von Helfern eingesetzt werden. Nicht zu vergessen die Bestechungsgelder für das Sicherheitspersonal. Außerdem brauchen wir einen Puffer von fünfhunderttausend Dollar für unvorhergesehene Ausgaben. Das ist alles in den Unterlagen spezifiziert.«

Er verstummte und sah Samir an, der kurz nickte.

Enes lächelte. »Mein Wissen über all diese technischen Zusammenhänge ist sehr begrenzt. Und bitte, versuchen Sie gar nicht erst, sie mir zu erläutern. Wovon ich jedoch etwas verstehe, ist Finanzierungs- und Verhandlungsstrategie. Wenn dieser Virus das kann, was Sie behaupten, wird Premierminister Ben Shavit gar keine andere Wahl bleiben, als unsere Bedingungen zu erfüllen, um an das Antivirusprogramm zu kommen. Vor diesem Hintergrund ...«

Er schien sich die Fortsetzung auf der Zunge zergehen zu lassen.

»... bin ich bereit, das Projekt zu finanzieren. Es kann die korrupte Struktur der Besitzer zerschlagen und uns zum Sieg führen.«

Samir atmete aus und blickte zu Arie, der aufsprang, um den Tisch ging und den Ölmilliardär umarmte.

Enes erwiderte die Umarmung, hob dann jedoch die Hände zu einer abwehrenden Geste. »Einen Wunsch habe ich jedoch.«

Sein Tonfall machte deutlich, dass es mehr war als nur ein Wunsch.

»Die Interessenten, die ich vertrete, mich selbst eingeschlossen, hegen großes Vertrauen in diesen Mann.«

Er legte den Arm um Ahmads Schultern.

»Er hat große Entschlossenheit und aufrichtiges Engagement

für unseren Kampf bewiesen. Ich möchte deshalb, dass er an diesem ehrenvollen Projekt teilnimmt.«

Ahmad ließ Samir nicht aus den Augen. Als er sprach, war seine Stimme überraschend sanft und leise. »Zunächst möchte ich Enes al-Twaijri für dieses Vertrauen danken. Ich möchte außerdem Ihnen, Samir Mustaf, mein Lob für Ihr Können und Ihre Loyalität aussprechen. Und Ihnen, Arie al-Fattal, dafür, dass es Ihnen gelungen ist, diesen begabten Bruder zu gewinnen.«

Arie lächelte, aber in seinem Blick lag etwas Nervöses.

»Euer Plan ist wohlformuliert. Ich glaube allerdings nicht, dass dieses Videospiele, das ihr vorschlagt, tatsächlich ausreicht, wie gut es auch immer sein mag.«

Er rollte geschickt einen Stift zwischen den Fingern. Samir verfolgte den Weg des Stifts vom Handrücken auf die Innenseite und zurück. Der Effekt war hypnotisch, und es fiel ihm schwer, den Blick von dem Stift abzuwenden.

»Damit die fantastische Mona uns den Sieg bringt, nach dem wir alle streben, sollten die Computerattacken kombiniert werden mit ausgewählten Schahids. Einsätzen in der realen Welt. Einsätzen, die die Destabilisierung verstärken.«

Arie trank einen Schluck Wasser, räusperte sich und sah Ahmad an. »Schahids ... Also Märtyrer. Gegen welche Ziele?«

Ahmad starrte auf die Tischplatte vor ihm.

»Wir haben ja für die Ungläubigen Ketten und Fesseln und eine Feuerglut bereitet.« Der Koran sagt auch: »Er lässt, wen Er will, in Seine Barmherzigkeit eingehen. Und die Ungerechten, für sie hat Er schmerzhaft Strafe bereitet.«

Stille senkte sich über den Raum. Ahmad schloss die Augen, und Samir meinte zu sehen, dass er lautlos ein weiteres Koranzitat murmelte. Die schmalen Lippen zuckten. Enes räusperte sich, als die Stille kein Ende nehmen wollte.

Ahmad schlug die Augen wieder auf und lächelte sie an. »Allah kennt die verborgene Wirklichkeit der Himmel und der Erde.

Aber es gibt etwas, das ihr noch nicht wisst. Etwas, das uns den Sieg bringen wird.«

Alle drei richteten die Augen gespannt auf Ahmad, der sich selbstsicher auf seinem Stuhl vorbeugte.

»Erinnert euch, wie Cäsar Brutus an seiner Seite hatte. Ihm vertraute. Auf ihn hörte. Und wie Brutus ihn tötete, als die Zeit gekommen war.«

Sein schmaler Zeigefinger zeigte der Reihe nach auf sie.

»Erinnert euch, wie der griechische Spion Sinon vorgab, ein vergessener Sklave zu sein, und die Trojaner überredete, das große Holzpferd mit Odysseus' verborgenen Kriegern in ihren Mauern aufzunehmen.«

Er legte die Hände mit den Handflächen nach oben auf den Tisch und senkte die Stimme.

»Ist es nicht passend, dass Computerviren oftmals Trojanische Pferde genannt werden? Für diesen wichtigen Angriff ist es uns mit Allahs Hilfe gelungen, unseren eigenen Sinon zu finden. Und auch diesmal soll er uns helfen, unser Gift hinter die Mauern der Ungläubigen zu bringen.«

Alle drei blickten ihn mit einer Mischung aus Faszination und Verwunderung an.

Ahmad nickte bedächtig, als wollte er die Worte einsinken lassen. »Eine Organisation, deren Namen ihr nicht zu wissen braucht, hat über lange Zeit enorme Summen investiert und große Risiken auf sich genommen, um einen Rechtgläubigen in die oberste Führungsriege der Zionisten einzuschleusen. Diese Person, nennen wir ihn der Einfachheit halber Sinon, ist heute einer der wichtigsten Männer um Premierminister Ben Shavit und ein Mitglied höchster Regierungskreise. Ben Shavit hört auf ihn. Wenn die Zeit gekommen ist, wenn der Virus und unsere begleitenden militärischen Maßnahmen das Land in Angst und Schrecken gestürzt haben, wenn unsere Brüder von der Hisbolah ihre Bedingungen für die Überlassung des Gegenmittels stellen, dann wird Sinon ihn dazu bewegen, sich darauf einzulassen.

Als einer seiner engsten Vertrauten kann er Ben Shavits Entscheidungen beeinflussen. Das wird der Anfang vom Ende der Unterdrückung durch die Zionisten sein. Ein Israel auf Knien.«

Samir war beeindruckt. Es gab also einen Mann im Innersten der Gegenseite. Im engsten Umfeld des Premierministers. Ein Sinon. Er musterte Ahmad, der sich erhoben hatte und nun mit Enes zusammenstand und leise diskutierte. Es war etwas Unangenehmes an diesem Ahmad, der nun einer ihrer Gruppe werden sollte. Bisher waren sie ein kleines Team gewesen, das Tag und Nacht zusammengelebt hatte. Sollte Ahmad ihnen helfen? Sollte er sie überwachen? Er hatte verlangt, dass physische Attentate in Israel ausgeführt wurden. Wenn er Ahmads Äußerungen richtig deutete, sollten sich diese Angriffe gegen die Zivilbevölkerung richten. Samir verdrängte die Bilder, die in seinem Kopf auftauchten, und kehrte zum Projekt zurück. Die Arbeit war seine einzige Flucht vor den Erinnerungen, die ihn ansonsten in den Nächten wach hielten. Mit der versprochenen Finanzierung und mit Sinons Hilfe konnten sie es wirklich schaffen. Obwohl Ahmad ihm Angst machte, hatte er doch auch etwas Überzeugendes und Kraftvolles.

Mona war noch nicht fertig. Das war kein normaler Dutzendvirus – es war ein Meisterwerk. Eine eigene Lebensform, geschaffen für einen einzigen Zweck.

Um weiterzukommen, musste Samir sich für einen geeigneten Gateway entscheiden, den Port, durch den der Virus in das zentrale Bankensystem eindringen sollte. Er hatte mehrere Alternativen erwogen, aber im Moment neigte er dazu, die TBI auszuwählen, die israelische Bank mit den meisten ausländischen Niederlassungen. Sie würden Informationen über die Firewalls der Bank brauchen, über Systemspezifikationen und Netzwerkstrukturen. Über das Netzwerk der Bank konnte Mona dann das komplette Finanzsystem Israels infiltrieren.

Samir hatte einen Kontakt in der TBI-Niederlassung in Nizza. Ein alter Jugendfreund aus seiner Zeit in Toulouse, inzwischen

Chef der lokalen Kreditabteilung der Bank. Er war Muslim, aber sie konnten nicht mit seiner Hilfe rechnen. Ihre Freundschaft war jedoch ein guter Ansatzpunkt. Sie mussten in Nizza vor Ort sein und brauchten deshalb eine Wohnung, in der sie ungestört waren, aber das war nicht sein Problem. Arie würde sich darum kümmern.

Damit traten sie in eine eher operative Phase ein, und mehr Leute würden von ihrer Identität und ihren Plänen erfahren. Samir musste Eingriffe in streng bewachte Netzwerke vornehmen, was Spuren hinterlassen und Alarm auslösen würde. Das Risiko würde zunehmen, aber das beunruhigte ihn nicht. Was immer auch passierte, würde nur seine Hülle treffen. Was ihm jedoch Sorgen machte, war, dass jemand ihn daran hindern könnte, das Projekt zu vollenden. Dass er es nicht schaffte, Mona in das israelische Bankennetzwerk einzuschleusen. Er hatte es an ihrem verbrannten Körper geschworen. Hatte geschworen, dass sie ihre Rache bekommen sollte. Danach stand nur noch die Wiedervereinigung aus. Sie warteten im Paradies auf ihn, und wenn die Zeit gekommen war, würde er zu ihnen gehen.

Er fröstelte in der Kühle des Konferenzraums. Er würde nach Frankreich zurückkehren. Ein halbes Leben war vergangen, seit er das Land vor über zwanzig Jahren verlassen hatte. Hier im nordwestlichen Iran erschien ihm Frankreich unendlich weit entfernt. Und sein Weg höchst ungewiss.

## **Stockholm, Schweden**

Mats Hagström nahm einen Apfel aus dem Obstkorb und biss ein großes Stück ab. Während er kaute, musterte er den Apfel wie ein Raubtier. Er biss noch ein Stück ab und kaute geräuschvoll. Eric saß schweigend auf dem Sofa gegenüber. Die Wände des großen Konferenzraums hingen voller Donald-Duck-Hefte. Gerahmte Titelseiten vom Boden bis zur Decke. Angefangen von

der ersten Ausgabe im September 1948 bis hin zu ganz neuen Ausgaben. Mats war bekannt dafür, alles Mögliche zu sammeln, und Teile seiner Sammlungen hingen in allen Räumen.

Ein neuer kraftvoller Biss in den Apfel. Eric nahm an, dass er würde warten müssen, bis der Apfel verspeist war, bevor sie weitermachen konnten. Er mochte diese Betteltouren nicht. Er fühlte sich wertlos und infrage gestellt. Aber er konnte sich nicht davor drücken. Die begrenzten Mittel, die sein Team von der Hochschule bekam, reichten nicht weit.

Mats war fertig mit dem Apfel. »Jetzt passen Sie mal genau auf.«

Er drehte sich auf dem Stuhl um und warf den Apfelgriebsch quer durch den Raum in Richtung des Papierkorbs unter dem Fenster. Der Griebsch verfehlte sein Ziel und traf stattdessen Donald Duck vom März 1956. Saft lief am Glas hinunter, und der Griebsch landete auf dem Fußboden.

Mats wandte sich an Eric. »Jetzt verstehen Sie, warum ich meine Basketballkarriere aufgegeben habe.« Er blickte wieder zum Obstkorb, und Eric fürchtete, dass er sich noch einen Apfel nehmen würde.

»Ich verstehe, dass BCI etwas sehr Vielversprechendes ist. Es befriedigt offensichtliche Nachfrage auf dem internationalen Markt. Die Skalierbarkeit ist hoch. Skalierbarkeit ist immer das Erste, was ich mir vor einer eventuellen Investition ansehe.«

Er beugte sich vor und nahm einen neuen Apfel aus dem Korb.

»Ich sage ›eventuelle Investition‹. Und zwar deshalb, weil das, was mich reich gemacht hat, nicht die Investitionen sind, die ich getätigt habe, sondern die, die ich nicht getätigt habe. Verstehen Sie? Ich habe einen guten Riecher. Der hilft mir, Verluste zu vermeiden, bevor sie entstehen. Diejenigen, die in den Fonds investieren, wissen, dass ich diesen Riecher habe. Können Sie mir folgen?«

Eric nickte. Ingeheim fragte er sich, wie man durch Projekte reich werden konnte, die man abgelehnt hatte.

»Also, die Idee ist gut und der Markt vorhanden. Aber das heißt auch, dass andere Akteure dasselbe sehen, was ihr seht. Deshalb gilt meine zweite Überlegung, gleich nach der Skalierbarkeit, dem Schutz vor Wettbewerbern. Wenn ich die ganze Sache richtig verstehe, ist das Einzigartige an Ihrer Idee das Nanogel. Dass Sie mit diesem Gel einen neurologischen Kontakt herstellen, der den Systemen gleichwertig ist, die ins Gehirn operiert werden, aber ganz ohne Eingriff. Ist das so?«

Eric nickte wieder. Mats richtete den Blick auf Apfel Nummer zwei in seiner Hand.

»Wer sagt mir, dass nicht jemand anderes zwei Tage nachdem ich in Ihr Projekt investiert habe, auf denselben Dreh kommt?«

Eric war auf die Frage vorbereitet, langsam bekam er Routine, denn dies war sein dreizehntes Investorengespräch. Aber bisher hatte er kein Kapital aufgetrieben. Die Finanziere fragten alle dieselben Sachen und schienen immer zu dem gleichen Schluss zu kommen: dass es besser war, in Russlandfonds oder Ericsson-Aktien zu investieren. Der Geldmangel hatte dazu geführt, dass die Arbeit an Mind Surf mehr oder weniger zum Stillstand gekommen war. Er selbst lebte von Hannas Gehalt. Nicht gerade etwas, das zur Verbesserung ihrer Beziehung beitrug.

Er zog eine Plastikmappe hervor und reichte sie Mats Hagström. »Dies sind die Patentanmeldungen, die wir eingereicht haben. Zwei davon sind rechtskräftig, aber nur innerhalb der EU. Diese Patente gelten jedoch für eine frühere Substanz. Inzwischen haben wir eine Reihe von Modifikationen vorgenommen, und die neuen Patente warten auf ihre Erteilung. Wie Sie wissen, dauern Patentverfahren ihre Zeit. Wir melden sowohl für das Nanogel als auch für den Sensorhelm Patentschutz an. Außerdem für die Software, die wir ebenfalls selbst entwickeln.«

Mats blickte von den Papieren auf. »Ist das Mind Surf? Das dafür sorgt, dass man mit geschlossenen Augen und verschränkten Armen im Internet surfen kann?«

»Ganz genau. Mind Surf liest und interpretiert mehr Informa-

tionen des Gehirns als irgendein früheres System. Das Resultat ist eine intuitive und leistungsfähige Anwendung für die Kommunikation zwischen Gehirn und Computer. Das Programm ist noch nicht ganz fertig, aber wir haben bereits Patente für die holistische Grafik und den digitalen Wandler eingereicht, der Informationen zwischen neuronalen und digitalen Formaten übersetzt.«

Mats drehte sich wieder zum Papierkorb um. »Wie lange dauert es noch, bis Mind Surf funktioniert?«

Er wandte den Blick nicht vom Papierkorb ab. Eric antwortete seinem Hinterkopf. »Ich arbeite Tag und Nacht an der Fertigstellung der ersten Demoverision. Ich rechne damit, dass sie in den nächsten Wochen fertig sein wird.«

Der Hinterkopf nickte. »Dann schlage ich Folgendes vor. Sie stellen das Surfprogramm fertig ...«

Mats warf den unberührten Apfel in hohem Bogen durch den Raum. Er landete perfekt im Papierkorb, und Mats reckte den Arm hoch: »Yes!« Dann blickte er wieder Eric an. »Mann, wissen Sie, was eben passiert ist?«

Eric schüttelte den Kopf.

»Ich glaube an Schicksal. Damit geht man besser nicht hausieren, denn in meiner Welt kann man einpacken, wenn man anfängt, von Schicksal zu reden. Aber manchmal gehen mir so Sachen durch den Kopf.«

Er schnippte mit den Fingern.

»Vielleicht gibt es eine höhere Macht. Jemand oder etwas, der oder das alles weiß. Der alle Antworten hat. Jemand, der weiß, wo der schwedische Referenzzinssatz in einer Woche steht, womit die New Yorker Börse am nächsten Freitag schließt oder welche Umsätze H&M in seinem nächsten Bericht ausweist. Können Sie mir folgen? Wahrscheinlich gibt es das nicht. Aber wenn doch? Und was, wenn diese Macht uns tatsächlich helfen will, es aber nicht kann, weil wir zu engstirnig und beschränkt sind? Wir sitzen lieber da und schrauben an unseren technischen

Analyseprogrammen herum, sichern unsere Risiken ab und versuchen, vernünftige Residualwerte herbeizudiskontieren. Aber was, wenn die wichtigsten Antworten direkt vor unserer Nase liegen? Dann heißt es, sich empfänglich dafür zu machen.«

Mats zupfte seine Manschetten zurecht.

»Unmittelbar bevor ich den zweiten Apfel geworfen habe, dachte ich an all das. Ich dachte: Falls der Apfel außerhalb des Papierkorbs landet, lässt du die Finger davon. Trifft er, steigst du ein.«

Eric blickte ihn fragend an. »Sie lassen einen Apfel über Ihre Investitionen entscheiden?«

Mats seufzte. »Nein, meistens nicht. Ich habe eine Menge MBA-Gockel, die alles durchrechnen, von vorne bis hinten. Das ist so seriös, dass es langweilig wird. Vielleicht hat mein Basketballtraining dafür gesorgt, dass der Apfel im Papierkorb gelandet ist? Vielleicht war es Zufall? Oder es war Schicksal. Die einzige Möglichkeit, das herauszufinden, besteht darin, die Investition zu machen. Wenn es schiefgeht, können wir das Schicksal schon mal ausschließen.«

Eric fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Sie wollen also in das Projekt investieren?«

»Ja sicher. Und zwar zu den Bedingungen, wie wir sie vorhin diskutiert haben. Zwanzig Millionen in vier Tranchen, zahlbar jeweils bei Erreichen festgelegter Meilensteine. Aber ... und es gibt ein Aber. Das gibt es immer. Ich warte mit der ersten Auszahlung, bis Sie Mind Surf zum Laufen gebracht haben. Es handelt sich ja nur um wenige Wochen. Dann wissen wir, dass das Programm funktioniert.«

Eric lächelte, bereute aber, dass er so optimistisch in Bezug auf den Zeitplan gewesen war. Es konnte ebenso gut Monate dauern, bis das Programm startklar war. Egal, jetzt lag es an ihm. Er erhob sich und streckte die Hand aus. Endlich ein Ja. Merkwürdig, dass es beim dreizehnten Treffen geklappt hatte.

»Danke. Ich werde dafür sorgen, dass wir so schnell wie möglich eine funktionierende Version präsentieren können.«

Mats Hagström schüttelte ihm die Hand. »Jetzt haben sie einen verdammt guten Grund, fertig zu werden. Und lassen Sie uns hoffen, dass wir das Schicksal auf unserer Seite haben.«

Das Riche war wie immer voll, und Eric drängte sich zwischen den Tischen durch. Er sah, dass Jens an einem voll besetzten Fenstertisch stand und gestikulierte. Alle in der Runde lachten. Jens kannte Gott und die Welt. Ohne Ausnahme. Seine Sozialkompetenz war ihm bei seiner Arbeit als Polizeireporter des *Aftonbladet* sehr behilflich.

Eric ging zu ihm. »Hallo, na? Ich setze mich drüben an unseren Tisch.«

Jens nickte und schlug einem der Gäste fest auf den Rücken.

Eric ging an der dichten Reihe von Mittagsgästen entlang bis zum Ecktisch an der Wand. Er ließ sich auf den Stuhl fallen und atmete auf. Erst jetzt fiel die Anspannung von ihm ab.

Was hatte er eigentlich mit Mats Hagström abgemacht? Er musste beweisen, dass sie sich gegen Konkurrenten schützen konnten. Dass das Patent stark genug war, um Eindringlinge abzuwehren. Aber vor allem musste er Mind Surf zum Laufen bringen. Das allerdings war keine leichte Aufgabe. In den letzten Wochen war er auf Probleme gestoßen. Mind Surf funktionierte, wenn es per Tastatur gesteuert wurde, aber wenn er den Helm benutzte, stürzte es ab. Er hatte den Fehler noch nicht lokalisieren können. Der Konverter, das Herz von Mind Surf, war komplex und übersetzte enorme Mengen neuronaler Informationen. Außerdem arbeitete die dreidimensionale Schnittstelle in Echtzeit, woraus sich eine Reihe von möglichen Problemen ergeben konnte. Vielleicht lag der Fehler irgendwo im Übersetzungsprozessor. Vielleicht bestand das Problem darin, dass der Kontakt zum Gehirn doch zu schwach war.

Eric sah aus dem Fenster auf den Verkehr in der Birger Jarls-gatan. Ein Radfahrer überholte ein Taxi, das eine Vollbremsung machen musste, und wäre um ein Haar von einem gelben Por-

sche angefahren worden. Zwei junge Frauen mit Gucci-Einkaufstüten liefen über die Straße.

Er sollte die Hälfte seiner Firma an Hagström Fondsmanagement verkaufen. Eigentlich war es nicht nur seine Firma. Sie gehörte ihm und dem KTH-Innovationsfonds. Aber für ihn war es seine Firma. Es war seine Idee und seine Forschungsarbeit. Die KTH-Leitung hatte den Wert des Unternehmens festgelegt. Hatten sie ihn zu niedrig angesetzt? War das der Grund, warum Mats Hagström zugegriffen hatte? Er empfand ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken an eine neue Eigentümerkonstellation. Mats würde andere Ansprüche stellen. Warum fühlte er sich nicht wohl dabei? Warum fiel es ihm immer schwer, Autoritäten zu akzeptieren? Warum war es so schwer, die Kontrolle aus der Hand zu geben?

Ein Kellner stellte einen Teller mit Beef Rydberg vor ihn hin.

Eric schüttelte den Kopf. »Danke, aber ich habe noch nicht bestellt.«

Der Kellner schnaufte, zog den Teller zurück und drängte sich weiter durch das Gewühl. Das Riche war eben so. Eric hätte ein ruhigeres Lokal vorgezogen, den Theatergrill oder das Prinsen. Ein Restaurant, in dem man ein bisschen ungestörter reden konnte.

Er beobachtete seinen Freund, der sich dreist über den anderen Tisch beugte und eine Handvoll Pommes frites vom Teller eines Gastes klaute. Niemand schien sich darüber zu wundern, sie lachten nur, und einer prostete ihm mit seinem Bierglas zu. Jens hatte seine eigenen Regeln. Er war größer als irgendwer sonst im Lokal, mit blondem Haar und blondem Bart. Er trug blaue Loafers, grüne Cordhose, weißes Hemd und ein rotes Halstuch. Großer Gott. Hanna würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie ihn sehen könnte. Sie benutzte Jens immer als abschreckendes Beispiel, wenn Eric sich anzog: »Auf keinen Fall den Pullover da, sonst siehst du aus wie Jens.« Er dagegen fand es leger.

Eric musterte die anderen Gäste im Restaurant: Geschäftsleute in dunklen Anzügen, Werbemodells in Lederjacken und junge Oberschicht-Schnösel mit Nickituch und zurückgegelten Haaren. Hier und da ein Künstler. Oder vielleicht waren es Schauspieler. Schluckspechte mit roten Nasen und wirren Haaren. In welche Schublade passte er selbst? Die für verstaubte Akademiker? Oder verträumte Unternehmer?

»Eric! Mein persönlicher Daniel Düsentrieb!«

Jens umarmte ihn ebenso herzlich und rau wie immer. Sein Stoppelbart kratzte über Erics Wange. Er roch nach zu viel Rasierwasser. Auf seinem Hemd war ein Ketchupfleck.

»Du weißt, dass ich immer um zwölf esse. Jetzt ist Papa hungrig. Ich hoffe, dasselbe gilt für dich.«

Voller Vorfreude schlug er die Speisekarte auf, immer glücklich, wenn Essenszeit war. Eric lächelte und schaute auf die Tageskarte. Er hatte keinen großen Hunger. Die Anspannung bei Mats Hagström hatte ihm den Appetit genommen.

»Ich nehme den Toast Skagen.«

Jens runzelte die Stirn. »Wow. Wie einfallsreich. Und danach?«

Eric grinste, als er Jens' enttäushtes Gesicht sah. »Einen Espresso.«

Jens schüttelte den Kopf. »Wir hatten langes Mittagessen gesagt. Außerdem habe ich eine Stunde auf dich gewartet. Ich nehme Pancetta-Datteln, die sind fantastisch, eine doppelte Portion, dann kannst du mitessen, und danach Garnelen in Salzkruste. Und einen gegrillten Saibling. Was trinken wir?«

Jens kannte keine Kompromisse, wenn es um Getränke zum Essen ging. Er würde niemals eine Mahlzeit ohne Wein einnehmen.

»Such du aus. Ich weiß, dass die Entscheidung in den besten Händen liegt.«

Jens winkte dem gehetzten Kellner.

Der nickte, kehrte einem Paar, das gerade bestellte, kurzerhand den Rücken zu und eilte zu ihnen an den Tisch. »Jens.

Immer wieder schön, so nette Gäste zu haben. Was können wir heute für dich tun?»

Jens kniff die Augen zusammen. Das im Stich gelassene Paar warf böse Blicke herüber.

»Wir fangen mit dem Wesentlichen an, mein lieber Pierre. Zuerst eine Flasche vom guten Deutz Blanc de Blancs 1998. Danach nehmen wir La Chablisienne Grand Cru Grenouille 2004. Aber Sorge um Himmels willen dafür, dass er kälter ist als letztes Mal.«

Der Kellner verbeugte sich und entschwand.

Jens stopfte das Hemd zurück, das aus der Hose gerutscht war, entdeckte den Ketchupfleck und schnaufte. Dann legte er seine große Pranke auf Erics Hand. »Herr Söderqvist. Wie geht es dir ... *eigentlich?*«

Ja, wie fühlte er sich *eigentlich?* Da drinnen? Nervös. Unsicher. Verletzt. Jens gegenüber konnte er ganz offen sein. Sie kannten sich lange genug, und sie standen sich nahe genug.

»Ich habe Angst, Jens. Angst, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ich glaube, ich habe zu lange zu viel und zu isoliert gearbeitet. Der Job ist zur Rüstung geworden. Ich klappe das Visier herunter und reite in die Schlacht. Je schwieriger das mit Hanna wird, desto länger treibe ich mich draußen herum. Auf der Flucht.«

Jens blickte ihn nachdenklich an. »Warum trägst du überhaupt eine Rüstung?«

»Um durchzuhalten. Vor allem im Job. Ich trage Verantwortung für meine Mitarbeiter. Für meine Studenten. Für diejenigen, die Geld investieren. Für das ganze Projekt. All diese Monate. Und nicht zuletzt für Hanna. Ich muss endlich eigenes Geld verdienen.«

»Wir alle haben gesehen, wie du von deiner Arbeit aufgefressen wurdest. Oder dich vielleicht bewusst hineingeflüchtet hast. Du warst wie besessen, besonders in den letzten Monaten. Offen gesagt war ich überrascht, als du gestern zurückgerufen hast. Das hast du ewig nicht mehr getan. Wenn du immer nur ver-

suchst, die Erwartungen anderer zu erfüllen, wirst du dich selbst verlieren. Dann wirst du eins mit der Rüstung.«

»Sicher. Hanna spürt das, und ich spüre das. Und vielleicht trägt sie auch eine verdammte Rüstung.«

Jens sah bekümmert aus. »Wenn die Schlacht vorbei ist, bist du allein. Alle sind weg. Alles, wofür du gekämpft hast, ist verloren gegangen.«

Der Champagner kam. Jens nutzte die Gelegenheit, um das Essen zu bestellen.

Eric dachte an Hanna. Warum war alles so kompliziert? Sie hatten oft Witze darüber gemacht, dass sie wie in einem schönen Kristall lebten. Getrennt von allen anderen. Aber der Kristall war zersprungen. Es war, als hätten sie beide während der Auseinandersetzungen der letzten Wochen, und vielleicht mehr noch während des Schweigens dazwischen, eine Grenze überschritten.

Jens hob sein Glas. »Keine Schlachtfelder mehr. Ein Toast auf den Frieden. Und farewell to arms.«

Eric nippte an dem kühlen Wein.

»Wenn wir miteinander schlafen, ist es, als ob die Rüstung abfällt. Das macht mich glücklich. Genau das macht alles ja so verdammte schwierig. Wir streiten in der einen Nacht und lieben uns in der nächsten.«

»Kein Zweifel, ihr liebt euch immer noch. Das höre ich auch von Hanna. Vielleicht ist das der Grund, warum ihr eine Pause machen solltet. Hoffentlich seht ihr dann beide ein, dass ihr nicht ohne einander leben wollt.«

Eric blickte über Jens' Schulter und sah, dass das Paar am anderen Tisch seine Bestellung immer noch nicht losgeworden war. Der Mann sah aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. Die Frau schaute verächtlich herüber. Die Verhältnisse waren nicht einfach. Frauen waren nicht einfach. Er trank noch einen Schluck von dem Champagner.

»Tja, Jens, vielleicht hast du recht. Ich kann mich nicht immer

vor schweren Entscheidungen drücken. Ich werde mit ihr sprechen.«

Er ertappte sich dabei, dass er ausrechnete, wie viel mehr Arbeit er schaffen konnte, wenn er keine Rücksicht auf Hanna zu nehmen brauchte. Er wechselte das Thema. »Ich habe heute einen Fang gemacht. Mats Hagström will in Mind Surf investieren.«

Jens sah ihn an. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er ihn in der Hanna-Frage nicht einfach so davonkommen lassen. Aber dann leuchtete sein Gesicht auf. »Gratuliere! Matte Hagström. Ein richtig dicker Fisch. Jetzt geht's voran.«

»Ja, das hoffe ich. Aber es gibt noch viel zu tun. Und in der jetzigen Situation ... Ich werde noch mehr arbeiten, die Ansprüche und der Druck steigen. Hanna ist ja schon halb aus der Tür.«

Der Kellner stellte eine große Platte zwischen ihnen auf den Tisch, mit Pancetta umwickelte Datteln. Jens hob sofort die Platte an und hielt sie Eric hin.

»Mein Freund. Sieh nicht die Probleme. Sieh die Möglichkeiten. Jetzt ist wenigstens die Finanzierung gesichert. Du kannst dich entspannen. Nimm ein paar Datteln. Träum dich weg in die sonnigen arabischen Wüsten. Dort sind all diese Grübeleien nur ein Flüstern im sanften Wind.«

## **Tel Aviv, Israel**

Die drei Männer, die am Tisch Platz nahmen, repräsentierten den Kern des israelischen Nachrichtendienstes. Jacob Nachman, Chef der Signalfahndungseinheit 8200, hatte sie zusammengerufen. Neben ihm saß David Yassur, operativer Chef des Mossad, und ihm gegenüber Generalmajor Amos Dagan, Chef des militärischen Nachrichtendienstes Aman. Sie warteten auf den vierten Teilnehmer des Treffens, Meir Pardo, den obersten Chef des Mossad. David Yassur traf seinen Chef nur selten, und wenn,

hatte er immer Schmetterlinge im Bauch. Das ärgerte ihn, aber andererseits war das kein Wunder. Meir war kein gewöhnlicher Mann. Geboren in einem Zug in Nowosibirsk 1943. Seine Eltern waren Überlebende des Holocausts. Als er neun Jahre alt war, wanderte seine Familie nach Israel aus.

Meir hatte sich als junger Mann zum Militär gemeldet und wurde schnell bei den Fallschirmjägern angenommen. Die Liste seiner militärischen Auszeichnungen war lang, und David kannte bestimmt nur die Hälfte davon. Meir hatte eine Reihe von Spezialverbänden und Geheimdienstoperationen geleitet. 2002 war er vom Premierminister zum Chef des Mossad ernannt worden. Seine Leute vergötterten ihn. Intern war er dafür bekannt, achtzehn Stunden am Tag zu arbeiten. Oft übernachtete er im Büro. Stand früh auf, duschte lange unter eiskaltem Wasser, aß einen Joghurt und arbeitete ohne Pause bis spät in die Nacht durch. Für seine Kollegen war es schwer, mit seinem Tempo Schritt zu halten. David war erfahren genug, es gar nicht erst zu versuchen. Er hatte andere Qualitäten. Und er hatte Familie. Meirs einzige bekannte Leidenschaften waren Pfeiferauchen und Malerei. Er malte Aquarelle. Die wenigen, die seine Bilder zu Gesicht bekommen hatten, schwärmten von seinem beachtlichen Talent.

Meir betrat den Raum. Die schmale Brille hatte er auf die Stirn geschoben, und er stützte sich auf einen Stock. David verzog das Gesicht. Er wusste, dass Meir gesundheitliche Schwächen verachtete. Am allermeisten an sich selbst. Er war zweimal verwundet worden und musste gelegentlich, wenn die Schmerzen im Bein ihn allzu sehr plagten, einen Stock benutzen. Dann war er immer schlecht gelaunt. Meir knurrte einen Gruß in die Runde und setzte sich neben Jacob. Der räusperte sich und ergriff das Wort.

»Meine Freunde. Heute Nachmittag habe ich einen Bericht erhalten, dessen Inhalt ich euch zur Kenntnis geben möchte. In den vergangenen Monaten haben wir unseren Fokus verstärkt auf die sozialen Medien gerichtet. Unter anderem haben wir eine

Software in Betrieb genommen, die rund um die Uhr Internet-blogs liest. Sie versteht nahezu alle Sprachen der Welt und sucht nach Mustern und Zusammenhängen, die auf Feindseligkeiten gegen Israel hindeuten könnten. Es ist eine Art Suchmaschine, aber im Unterschied beispielsweise zu Google verwendet sie einen Algorithmus, der ...«

Meir hob eine Hand. »Jacob, schenk dir die technischen Details. Was habt ihr gefunden?«

Jacob machte ein pikiertes Gesicht, fing sich aber wieder. »Wir haben mehrere Spuren und Muster gefunden, die anscheinend zusammengehören. Quellen sind eine Reihe von Blogs sowie Postings, vor allem auf Facebook. Wir arbeiten zurzeit an einer genaueren Analyse, und das Bild, das sich abzeichnet, ist folgendes.«

Er teilte rote Mappen an die Gruppe aus.

»Eine libanesische Fraktion, vermutlich eine kleinere Zelle mit Verbindungen zur Hisbollah, bereitet einen Anschlag auf unser Banken- und Börsensystem vor. Bisher haben wir noch keine Namen. Wir wissen auch nicht, wo in der Welt die Gruppe sich befindet. Eine Spur deutet darauf hin, dass es Frankreich sein könnte, eventuell Nizza. Wir glauben außerdem, dass eines der Ziele möglicherweise die TBI ist. Es ist uns noch nicht gelungen, herauszufinden, um welchen Zeitrahmen es geht, wer die Gruppe finanziert oder um welche Art von Anschlag es überhaupt geht. Es könnte sich um einen digitalen Angriff handeln. Eine Attacke übers Internet.«

Die Männer blätterten in ihren Mappen. David durchsuchte sein Gedächtnis. Irgendetwas an dem, was Jacob gerade gesagt hatte, kam ihm bekannt vor. Es war etwas, das er vor ein paar Tagen gelesen hatte. Plötzlich lachte Amos laut auf.

Meir runzelte die Stirn und blickte den Generalmajor scharf an. »Was ist denn so lustig?«

Amos schlug seine Mappe zu. »Das hier ist doch Kinderkram. Facebook? Twitter! Also wirklich, Jacob. Ich will nicht hoffen,